

„Wenigstens etwas Zeitbildliches“

Autobiografien aus der Ortenau*

Johannes Werner

*Bei einiger Reflexion (...) fiel mir auf, was man
für ein interessantes Werk zusammenschreiben könnte,
wenn man das, was man erlebt hat, mit der Übersicht,
die einem die Jahre geben, mit gutem Humor aufzeichnete.*

Goethe an Schiller, 19.1.1802

Wir sind hier in Hornberg, und damit am rechten Ort: an einem literarischen. Bruno von Hornberg, der im 13. Jahrhundert auf der Burg über der Stadt saß, hat ihren Namen zusammen mit seinem eigenen in die Literaturgeschichte eingeführt. Und er, der Minnesänger, der vier Lieder hinterließ, hat das, was Minne meinte, auf unvergleichliche Weise in Worte gefasst:

*Mîner frouwen minnestrîcke
Hânt gebunden mir den lîp,
unde ir liechten ougen blicke.
Ach genâde, ein sælic wîp,
dû hilf mir von mînen sorgen,
die mîn herze hât verborgen;
al die swære mîn vertrîp!¹*

Und seinen Worten entspricht das Bild, das sich die sogenannte Manessische Liederhandschrift von ihm machte (und das an der Außenwand des hiesigen Rathauses angebracht ist).²

Doch seine Klage über die Kälte der Geliebten beginnt Bruno mit einer Klage über die Kälte, die das Ende des Jahres mit sich bringt:

*Loup gras bluomen vogel singen
klage ich und den grüenen klê,
die der winter will getwingen
und darzuo der kalte snê.³*

* „Festvortrag“ des Verf. bei der Jahresversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V. am 13. Oktober 2013 in Hornberg; für den Druck leicht gekürzt.

In diesen Worten liegt, wenn man so will, insofern schon „etwas Zeitbildliches“⁴, als man auch auf den Burgen allen Grund hatte, den Winter zu fürchten und sich nach dem Frühling zu sehnen; dort, wo man keinen Raum heizen konnte außer dem einen, der einen Kamin besaß und der daher „Kemenate“ hieß.⁵

Doch ist noch ein sogenanntes „Taglied“ zu zitieren, das, nach hergebrachter Weise, die frühe Stunde beklagt, in der die Liebenden sich trennen müssen, um nicht entdeckt zu werden:

*Ir beider fröide ein trûren wart,
dô sî sich scheiden · muosten, und der tac ûf brach.*⁶

Diese Worte schlagen eine Saite an, werfen einen Schatten voraus. „Stets hell und heller wird’s: wir müssen scheiden“, sagt Julia, viel später, nämlich bei Shakespeare, und Romeo entgegnet: „Hell? Dunkler stets und dunkler unsre Leiden!“⁷

Brunos Worte sind nicht an den Ort gebunden, an dem er sie schrieb; sie haben keinen lokalen, keinen regionalen, ja nicht einmal einen nationalen Hintergrund, den es ohnehin noch nicht gab; hinter ihnen steht das, was die Troubadours und Trouvères gedichtet hatten, und neben ihnen das, was die Minnesänger daraus machten, und vor ihnen noch mehr. Bruno von Hornberg gehört zur Geschichte der europäischen Literatur.

Immerhin sind wir, hier in Hornberg, an einem literarischen Ort; sind wir aber auch in einer literarischen Landschaft? Eher nicht. Denn die Ortenau ist zwar immer wieder dichterisch dargestellt und gerühmt worden, hat aber selber, außer jenem Bruno, keinen bedeutenden Dichter hervorgebracht⁸ – es sei denn seinen Zeitgenossen Egenolf von Staufenberg, der auf Burg Staufenberg bei Durbach saß und mit einer Versnovelle auf die Nachwelt kam, oder den aus Willstätt bei Kehl gebürtigen Johann Michael Moscherosch, dessen „Wunderliche und wahrhaftige Gesichte Philanders von Sittewald“ aber auch nur eine Übersetzung und Fortsetzung der „Sueños“ des spanischen Dichters Quevedo sind; sein ungleich bedeutenderer Zeitgenosse Grimmelshausen war ja nur durch den Dreißigjährigen Krieg in die Ortenau verschlagen worden.

Aber vielleicht ist die Literatur nicht nur das, was die Literaturwissenschaft zunächst unter Lyrik, Dramatik und Epik versteht und verbucht; vielleicht gibt es noch etwas, was sich nicht in diese Fächer fügt und trotzdem literarisch ins Gewicht fällt? Ja: unter anderem und zum Beispiel die Autobiografie, die „Selberlebensbeschreibung“, wie der große Jean Paul sie

nannte. Was in ihr, im wahren Wortsinn, zu Buche schlägt, ist nicht die Erfindung, sondern die Erfahrung, die Erinnerung. Und der, der sie festhält, erinnert sich nicht nur an sich selber, sondern zugleich an die Welt, aus der er kam und die ihn formte, ob er es wollte oder nicht. In diesem Sinne möchte ich mit Ihnen einen Blick, aber immer nur einen ganz kurzen, auf acht Autobiografien werfen, die von Autoren geschrieben wurden, die ihrerseits in der Ortenau geboren wurden, und zwar allesamt im 19. Jahrhundert.

Am Anfang steht **Alban Stolz**, der 1808 als 16. und letztes Kind eines Apothekers in Bühl geboren wurde. Über seine Kindheits- und Jugendjahre hat er nur recht wenig berichtet, um so mehr dagegen über seinen Weg zum Priestertum und über das, was er als junger Priester erlebte.

In der Schule von Neusatzeck, einem Filial im höheren Gebirge, waren übrigens die Kinder von der Welt so abgeschlossen, daß sie den Namen Pferd eher nicht verstanden, bis ich durch anschauliche Beschreibung sie auf die Entdeckung brachte, dieß Thier müsse ein Roß sein. Deßgleichen war ihnen das Wort Schmetterling gänzlich unbekannt, und nicht ohne Mühe fanden sie aus meiner Beschreibung, daß dieses geflügelte Wesen ein Pfiffholder sei. (...) Ein kranker Mann, den ich einmal fragte, ob er denn gar nichts von Christus wisse, erwiederte mir: er wisse nichts von ihm, als daß er einmal für uns in einen Apfel gebissen habe. Ein anderer alter Mann, dem ich die Communion brachte und dem ich schon vor einigen Wochen sagen mußte, wer im heiligen Abendmahl zu ihm komme, gab mir zweifelnd und halb fragend zur Antwort: „Der hl. Joseph?“⁹

Dies ist ein Beispiel nicht nur von vielen, sondern von unzähligen für das, was man aus solchen Erinnerungen erfährt, und was ohne sie verloren und vergessen wäre; für das, was wir inzwischen weit hinter uns und weit unter uns gelassen haben. Ich werde in der Folge jeweils nur ein solches Beispiel aufleuchten lassen, oder aber jeweils nur eine einzige Rosine herausklauben, in der Hoffnung, Ihnen Appetit auf den ganzen Kuchen zu machen.

Noch ein Zitat von Alban Stolz: „Ein eigenthümliches Heimweh, das viele Menschen, zumal auch gebildete Personen, bisweilen bekommen, besteht in der Sehnsucht nach ihren Jugendjahren oder ihrer Kindheit. Die lebhaftere Erinnerung daran kann ihnen wehmüthige, selbst bittere Thränen auspressen.“¹⁰

Auf wen trafen diese Worte eher zu als auf **Heinrich Hansjakob**, der 1837 als Sohn eines Bäckers und Wirts in Haslach geboren wurde? Jeder, der ihn kennt, weiß, dass er zeitlebens den Kinderhimmel beschwor, aus dem er verstoßen worden war; und dass seine Werke eine unerschöpfliche Fundgrube sind, auf deren Grund die schönsten Schätze liegen.¹¹

Jede Jahreszeit hatte für uns ihre eigenen Spiele. Beim nahenden Frühling, wenn der Schnee geschmolzen von den Straßen, spielten wir Ball am Waschhaus. Es gab damals aber noch keine Gummiballen. Die unsrigen machten uns Mutter und Schwestern aus Lumpen, nicht selten aber außen mit farbigen Tuchresten schön ausstaffiert. Am liebsten spielten wir zu fünft, wobei wir ein Karree bildeten und der fünfte in demselben, wie wir es hießen, „in der Küche“ stand und bombardiert wurde. Je geschickter er auswich, umso größer war sein Ruhm. Da dies Spiel gewöhnlich in die Fastenzeit fiel, störte uns jeweils unliebsam die Glocke vom Kirchturm her, die ins „Miserere“, in die Fastenandacht, rief. Wehe dem, der gewagt hätte, noch Ball zu spielen und nicht in die Kirche zu gehen. Die schärfste elterliche Strafe hätte ihn getroffen.¹²

Hansjakob hat sein autobiografisches Projekt selber gerechtfertigt: „Es ist zwar Übung, daß man sich nur um die Jugendzeit ‚großer und berühmter Menschen‘ interessiert. Allein ich bin der Ansicht, daß das Leben des einfachsten und armseeligsten Menschen es verdiente, aufgeschrieben und veröffentlicht zu werden.“¹³ Dieser Ansicht war damals kaum jemand. Doch umso eifriger hat Hansjakob die Lebensläufe derer aufgeschrieben, die dies selber nie getan hätten, auch nicht gekonnt hätten.¹⁴

Albert Thomas Reininger, geboren 1850 in Ulm bei Renchen, wurde Bäcker und dann doch noch, nach vielen Umwegen, Priester in Amerika.¹⁵ (Zu diesen Umwegen zählte auch ein Aufenthalt in der urchristlich-urkommunistischen Kolonie St. Nazianz in Wisconsin, die der badische Priester, Heiler und Seher Ambros Oswald 1854 gegründet hatte.¹⁶) In seiner Autobiografie, als deren Autor er einen gewissen Robert Rath vorschob, beschrieb er, nicht anders als Hansjakob, besonders gern, gut und genau die Welt, der er entwachsen war. Noch war das Jahr eine Einheit, die sich immer wiederholte und von Fest- und Feiertagen, samt den mit ihnen verbundenen Bräuchen, gegliedert und geordnet wurde: nämlich von Weihnachten, Neujahr, Ostern, Fronleichnam; nicht zuletzt vom Jahrmarkt.

Gleich von der Kirche an zog er sich am Kirchenweg hinunter ins Dorf. Zuerst kamen die Stände der Schuhmacher, dann die Bäckermädchen mit ihren Weckenkörben, dann die Lebkuchentische, mit allerhand Zuckergebäck beladen, daß den Kindern das Wasser im Mund nur so zusammenlief. Diesen folgten die Stände der Dreher mit Spinnrädern und andern Holzwaren. Das irdene und porzellanene Geschirr sowie die Stände mit Kleidern und Kleiderstoffen fesselten uns nicht so lange. Ganz am Ende des Marktes, vorn im Dorf, stand das Karussell. Das nahm wieder unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Man müßte ja nicht jung und Bub gewesen sein! Da wurde leichten Herzens der letzte Kreuzer „verfahren“.¹⁷

Dass „auch des einfachsten Menschen Leben ein Stück Zeit- und Weltgeschichte enthält“¹⁸, hat Hansjakob zum wiederholten Male in seinem Geleitwort zu einem Buch behauptet, in dem **Karl Ernst**, 1859 in Lauf bei Bühl geboren, sein Leben erzählte, das auch ihn zum Priestertum führte, das aber auch in der Backstube des Bruders begonnen hatte.

Wie angenehm berührte die behagliche Wärme dieses Raumes meine von der Kälte blau gewordenen Hände! Wie lachte mich das Glas goldfunkelnden Weines an, das neben einem Teller weißer Bohnen für meinen Bruder bereitstand! – Nicht zweimal ließ ich mich heißen, als er einen mürben Wecken entzwei-brach, mir die Hälfte reichte und sagte: „Komm, steh daher und isß mit!“¹⁹

Es folgten lange Lehr- und Wanderjahre, bis der Verfasser als Pfarrer von Bubenbach im Schwarzwald seine letzte Ruhe fand.

Ebenso, und auf ebensolchen Umwegen, kam **Joseph Schofer**, der 1866 in Bühlertal-Obertal geboren wurde, zum Priestertum und damit zum Bewusstsein seiner selbst. Er schrieb das Buch vom „Seppel“, der er selber war; ein Buch, aus dem man erfährt, wie es in Haus und Hof, Wald und Feld zuing, an dem aber der forciert volkstümliche, ja kindliche Ton oft stört, und der volkspädagogische Zeigefinger auch.²⁰

Als der Seppel etwa acht Jahre alt war, durfte er erstmals mit in die Christmette. Das war ein Ereignis. Um halb 5 Uhr früh wurde es lebendig im Haus. Der Seppel kam von selber aus dem Bett; denn er konnte es nicht erwarten, mit dem Vater in die Christmette zu gehen. Sonst kochte die Mutter jeden Morgen Suppe, heute aber gab's Kaffee und Weißbrot. Um 5 Uhr hing

der Vater seinen Mantel um und nun ging's fort in die kalte Winternacht hinaus. Überall glänzten die Lichter aus den Bergen herüber. Da und dort kamen schweigsame Gruppen herab in die Straße und zogen in sich gekehrt ins Tal hinab. Da und dort schimmerte ein Christbaum durch die Fenster. Kindergestalten huschten vorbei. Sie sprachen vom Christkind, von den Engeln auf Bethlehems Fluren, von Maria und Josef, von den Hirten und ihren Herden. – Je weiter man das Tal hinab kam, desto mehr Leute zogen auf der Straße der Kirche zu. Der Seppel konnte sich nicht satt sehen, als er in das Heiligtum eintrat. Die vielen Lichter! Dann die Krippe mit dem Kinde und den Hirten! Dann die herrlichen Lieder! Alle galten dem Jesuskinde. (...) Die Kirche versteht es, mitten im Winter die glühende Julisonne der Freude strahlen zu lassen und des Menschen Herz zu erwärmen.²¹

An dieser Stelle kommt wieder Alban Stolz ins Spiel, mit dem unsere Betrachtung begann; denn erst an seinen Volkskalendern wurde Schofer zum Leser, und der Vater las ohnehin nichts lieber als sie.

Der Vater nahm den Kalender zur Hand und fing an zu lesen. Als der Seppel immer noch mehr wissen wollte vom Alban Stolz, lehnte der Vater ab und sagte: Ich will jetzt lesen; iß dein Sach! Damit war die Unterhaltung abgebrochen. Der Vater aber blieb gegen seine sonstige Art sitzen und las. Als die Mutter mahnte, es sei Zeit, der Vater solle aufs Feld und helfen schaffen, sagte er nur: Geh', ich komm schon; allein er blieb sitzen und las weiter, sicherlich eine Stunde. Der Kalender für Zeit und Ewigkeit von Alban Stolz ging ihm über die Predigt vom Pfarrer; er konnte sich daran fast nicht satt lesen. Am Sonntag drauf hat der Vater den ganzen Kalender ausgelesen.²²

Diese Sätze waren noch zu zitieren, weil sie zeigen, was damals und dort – d. h. auch: dort unten – als Literatur galt, und wie viel es galt.

Halten wir hier erst einmal ein, und blicken wir zurück. Die autobiografischen Autoren, von denen bisher die Rede war, gleichen sich darin, dass sie schließlich Priester wurden und dass sie – außer Alban Stolz – aus den unteren Schichten stammten. Aber aus ihnen stiegen sie nur dadurch auf, dass sie Priester wurden, und auch nur dadurch konnten sie niederschreiben, wie man dort unten lebte und starb. Der katholische Klerus hat sich ja, anders als der protestantische, immer von

außen her ergänzen und erneuern, hat Begabungen finden und fördern müssen, die sonst untergegangen wären. Von denen, die bisher genannt wurden, hätte sonst niemand auch nur das Geringste gehört, geschweige denn gelesen.²³

Ausnahmen gab es aber auch; zum Beispiel einen Autor, den wir in unserer chronologischen Folge stillschweigend übergangen haben und jetzt nachtragen müssen. **Joseph Belli** wurde 1849 in Rammersweier bei Offenburg geboren; sein Vater war Winzer oder Weinbauer, wie man dort und damals sagte.

Bei der Arbeit im Hause, in Reben, Feld und Wald mußte ich schon früh mit angreifen. Fünf Jahre war ich alt, da brachte mir das „Christkindli“ einen bunten Ruckkorb, der aus blau und rot gebeizten Schienen zusammengesetzt war. Zwei Tage darauf trug ich in meinem Spielzeug Dung in die Reben. Ich war traurig, daß man das schöne Ding mit so etwas anfüllte, da erfuhr ich aber, daß für einen Bauern solche Anwandlungen nicht am Platze wären. Nun stemmte ich mich stolz gegen den Ruhstock, unser Knecht Simon mußte aufladen, soviel nur hinein ging. Wenn ich auch klein war, so sollten sie doch sehen, daß ich stark genug war.²⁴

Belli wurde Schuhmacher und dann, wiederum auf Umwegen, nicht Priester, sondern politischer, d. h. sozialdemokratischer Journalist und Redakteur.²⁵ Es war wiederum Hansjakob, der fand, Belli habe „seine Jugenderinnerungen so reizvoll niedergeschrieben, wie ich es noch selten gelesen“²⁶.

Einen ähnlichen Weg schlug auch **Anton Fendrich** ein, der 1868 in Offenburg als Sohn eines Eisenbahnbeamten das Licht der Welt erblickte; auch hier verlief das Leben in längst vorgezeichneten Bahnen.

Es wurde Morgen, und es wurde Abend, und die Mädchen und Frauen der Bürgerhäuser holten in ihren Holzkübeln das Wasser für den andern Morgen und ließen unter dem breiten Strahl überlaufen, bis die letzte Neuigkeit aus der Stadt erzählt war. Dann trugen sie den kühlen Vorrat auf Polsterringen über dem Kopf straff im Kreuz nach Hause. Von dem Türmchen der Klosterkirche läutete es Betzeit.²⁷

Dass er diese Bahnen verlassen sollte, und wie weit, wusste Fendrich damals noch nicht; auch nicht, dass er bei Joseph

Belli, der in Zürich im Exil lebte, die Bekanntschaft von Friedrich Engels machen sollte.²⁸

Und nun sind wir am Ende unserer langen Liste angekommen, und – wunderbarerweise – wieder hier in Hornberg. **Wilhelm Hausenstein**, der 1882, hier in Hornberg, als Sohn eines Steuerbeamten geboren wurde, hat sich selber ein bleibendes Denkmal gesetzt. Seine literarischen und literaturhistorischen Bücher, seine kunsthistorischen, kunstsoziologischen und kunstkritischen Bücher, seine Reisebücher, seine Übersetzungen füllen viele Regale; um von seinen unzähligen und ungezählten journalistischen Arbeiten, vor allem für die legendäre „Frankfurter Zeitung“, noch ganz zu schweigen.²⁹ Aber am Ende seines Lebens kehrte er, wenigstens in Gedanken, an dessen Anfang zurück, nämlich hierher nach Hornberg und zum Grab der Großeltern, das er hier wieder fand.

Was alles liegt im nächsten Gesichtskreis, wenn ich dieses Grab zur Mitte mache! Der Keller dort, worin ich, dem Großvater nachtrippelnd, die großen Weinfässer besuchen durfte. Mit der Linken hob und senkte ich die brennende Unschlittkerze im eisernen Halter – die Kerze, die, wohl zu verstehen, von der Großmutter selbst gegossen war ... Meine Rechte legte sich zuversichtlich in die großväterliche Hand. So schauten wir nach dem Kaiserstühler und Markgräfler, dem Glottertäler, dem Neuweierer und dem Durbacher, nach dem Meersburger Seewein. Der alte Mann klopfte am Faßbauch, horchte am Spundloch, rückte am Zapfen, verschmeckte Proben und ließ mich lächelnd wohl auch einmal einen Tropfen schlürfen, nachdem er mir ein Ränftchen Brot über die Lippen geschoben hatte. Er hat mich zeitig in die Schule des Weinverständes genommen ... Ställe und Werkstatt sind verschwunden, aber vormals schlug der Hammer des kreisenden Küfers auf die Reifen, daß die halbe Stadt es vernahm, und dieses Geräusch zählte mit dem Diskant des Sägewerks, das auch nicht mehr da ist, zur köstlichen Begleitmusik meiner Kindheit. Auf der Terrasse vor dem lichten Hause floß es über von roter und gelber Kapuzinerkresse! Flock, mein Dalmatinerhund mit dem schwarzen Gesprenkel auf dem weißen Fell, kläffte hinter dem laubgrün gestrichenen Geländer aus Gußeisen die vorüberschleppenden Holzfuhrer an. Onkel Robert, der Engländer, stieg in Wasserstiefeln die Freitreppe empor, zurück vom Fischfang, den Rheinsalm im hölzernen Behälter – in jenem Bottich, der an ihm hing wie eine riesige Botanisierbüchse. Drinnen im Flur trat über dem Zifferblatt der ländlichen Furtwanger Standuhr das Mönchlein aus seinem Gehäuse

vor und verneigte sich so viele Male, als das rasselnde Lautwerk Stunden schlug ... An den Stufen pflegte der alte Schondelmaier, Mathis, der Knecht, der Graubart, mit dem zur Ausfahrt gerusteten Schlitten zu halten. So strahlende Wintertage, so kristallene hat es, scheint mir, nur dazumal gegeben. Nichts mangelte fur das behaglichste aller Vergnugen: nicht das beste Gespann, das mit den beiden Rappen, nicht die Joche mit klingenden Silberschellen, weder die pelzgefutterten Fushauben noch die Warmflaschen aus blankem Kupfer; auch nicht die wollenen Decken und breiten Felle ...³⁰

In seiner Autobiografie hat sich Hausenstein verdoppelt, oder auch geteilt: in einen, der schreibt, und einen anderen, der beschrieben wird, wobei beide angeblich „im gleichen Augenblick, um die Mitte des Juni 1882“³¹ im Sternzeichen der Zwillinge geboren sind. Derart versuchte er das Dilemma jedweder Autobiografie zu losen, das darin besteht, dass der Beschriebene mit dem Beschreibenden nicht mehr ganz identisch ist. Das Buch gibt sein Geheimnis am Ende selber preis; da geht der, um den es geht, im Karlsruher Schlossgarten unter den Gingkobaumen her, hebt ein Blatt auf, sieht „die Narbe in die Mitte des vorzeitig ins Gelbliche verbleichenden Laubfachers tief einschneiden, als wolle sie diesen in zwei Halfen reißen“³², und sagt sich selber erst die erste Zeile des Gedichts von Goethe vor: „Daß ich Eins und doppelt bin“³³; und dann dessen mittlere Strophe: „Ist es ein lebendig Wesen, / Das sich in sich selbst getrennt? / Sind es Zwei, die sich erlesen, / Daß man sie als Eines kennt?“³⁴

Schon im „Buch einer Kindheit“ hatte Hausenstein geschrieben:

Ich schreibe. Ich rede dem Kind in die Erfahrungen hinein; ich mische die Gesichte des Großen mit den Gesichtern des Kleinen. Aber nein: ich sitze hier, um die taubstummen Erfahrungen des Kindes im erzahlenden Wort endlich zu vollziehen. In der Tat, es lat sich am Ende zweifeln, ob man die Erfahrungen in dem Augenblick macht, in dem man sie zu machen meint – unterm Zeiger der Uhr, unter der Zahl des Kalenders. Man macht Erfahrungen zuweilen dreißig und funfzig Jahre nach dem Augenblick, da sie sich in die dunklen Gange der Seele gesenkt haben, um zu schlafen, lange zu schlafen und nach einer unwahrscheinlichen Frist der Inkubation aufzustehen.³⁵

Der Beschreibende ist nicht mehr der, den er beschreibt. Er hat sich von dem entfernt, der er war, und auch von der Welt,

in der er war; ja, erst dann, wenn er den zeitlichen und räumlichen Abstand gewonnen hat, gehen ihm die Augen auf: nämlich für das scheinbar Selbstverständliche, das sich jetzt und hier aber nicht mehr von selbst versteht, das fremd und deshalb beschreibenswert geworden ist. Theodor Fontane (der 1819 übrigens auch, wie Stolz, als Sohn eines Apothekers geboren wurde) fürchtete, dass man das, was er über seine Kindheit schrieb, missverstehen könne; aber dann „verbliebe mir immer noch die Hoffnung, in diesen meinen Aufzeichnungen wenigstens etwas Zeitbildliches gegeben zu haben“³⁶. Dieses Verdienst ist allen denen zu attestieren, von denen hier die Rede war, und man kann es nicht vergessen, auch wenn man sie selber vergessen sollte.

Die, von denen hier die Rede war, sind allesamt über sich und ihre Heimat, die sie verließen, hinausgewachsen und haben sie und sich dann wiedergefunden – indem sie sich erinnerten, und indem sie schrieben.³⁷ Damit haben sie die Literatur, und nicht nur die der Ortenau, bereichert, und wir, die Leser, sollten es ihnen danken.

Anmerkungen

- 1 Zit.n.: von Kraus, Carl: Deutsche Liederdichter des 13. Jahrhunderts. Bd. 1 (= Text). Tübingen 1952, 22. – Der Text bei Wolfgang Neuß (Von Hornberg – ein Adelsname. Herrschaft, Stadt und Amt. Hannover 2010, 57) ist leider fehlerhaft.
- 2 Vgl. Werner, Johannes: „Mîner frouwen minnesticke ...“. Bruno von Hornberg in Wort und Bild. In: Die Ortenau 54 (1974), 269–273. – Nochmals sind hier die Irrtümer zurückzuweisen, die Karl Leopold Hitzfeld in seinem Aufsatz über „Die Schlösser bei Hornberg“ (in: Die Ortenau 50 [1970], 373–402) verbreitet hat: weder verdient es Bruno, als „wandernder Sänger“ bezeichnet und so zu einem Vaganten hinabgestuft zu werden, noch ist anzunehmen, dass er seine Dichtungen „aufgeschrieben“ hat; dass auf seiner Burg „berühmte Rittererzählungen gesungen“ worden seien, stimmt im Zeitalter der Buchepik nicht mehr und ginge ihn als Lyriker auch gar nichts an; und seine lyrischen Lieder hat er außerdem auch kaum „auf der Harfe“, aber eher auf einem Streichinstrument nach Art der Fidel improvisierend begleitet, also nicht eigentlich „vertont“.
- 3 Zit.n. Kraus, a. a. O.
- 4 Vgl. Anm. 36.
- 5 Vgl. Werner, Johannes: Das Leben auf den Burgen. Sozialgeschichtliche Korrekturen am Bild der mittelalterlichen Feudalität. In: Burgen und Schlösser 1/1973, 2–4.
- 6 Zit.n. Kraus, a. a. O., 24.
- 7 William Shakespeare, Romeo und Julia (III,5); nach der Übersetzung von August Wilhelm von Schlegel.
- 8 Vgl. Ruch, Martin (Hrsg.): Offenburg, die Ortenau und die Literatur. Ein Lesebuch zur Literaturgeschichte Mittelbadens. Norderstedt 2004. – Der 1961 in Haslach geborene José F. A. Oliver konnte im Rahmen dieser Darstellung, als einer historisch orientierten, noch nicht berücksichtigt werden.

- 9 Stolz, Alban: Nachtgebet meines Lebens. Hrsg. von Jakob Schmitt. Freiburg 1885, 70f.
- 10 Ebd., 15.
- 11 Vgl. Werner, Johannes: Die Entstehung der Erzählung aus der Erinnerung. Heinrich Hansjakob im Lichte seiner Kindheit. In: Badische Heimat 1/1987, 33–40.
- 12 Hansjakob, Heinrich: Aus meiner Jugendzeit. Erinnerungen. Stuttgart 1910, 118f.
- 13 Ebd., 7.
- 14 Vgl. Johannes Werner, Johannes: Geschichte und Geschichten. Heinrich Hansjakob auf Spurensuche (= Vortragsreihe der Historischen Bibliothek der Stadt Rastatt im Ludwig-Wilhelm-Gymnasium Bd. 6). Rastatt 1993.
- 15 Vgl. Werner, Johannes: Ein Schwarzwälder wird Pfarrer in Amerika oder: Umwege führen auch zum Ziel. In: Die Ortenau 81 (2001), 359–370; ders., Der amerikanische Pfarrer. Albert Thomas Reininger und Heinrich Hansjakob. In: Heinrich-Hansjakob-Brief 131 (2009), 1–2.
- 16 Vgl. Werner, Johannes: Ein sonderbarer Heiliger. Leben und Nachleben des Ambros Oswald aus Mundelfingen. In: Almanach (Heimatjahrbuch des Schwarzwald-Baar-Kreises) 35 (2011), 189–191.
- 17 Rath, Robert: Aus dem Leben eines Auswanderers. Uebers Weltmeer zum Altar. Kirnach-Villingen 1922, 14f.
- 18 Ernst, Karl: Aus dem Leben eines Handwerksburschen. Erinnerungen. 2. Aufl. Neustadt im Schwarzwald 1911, VII.
- 19 Ebd., 1.
- 20 Vgl. Volk, Karl: Wieder gelesen: Josef Schofer, „Seppel“. In: Heimatbuch Landkreis Rastatt 49 (2010), 113–118.
- 21 [Schofer, Josef:] „Seppel“. Eine Kindheitsgeschichte. Karlsruhe 1925, 45f.
- 22 Ebd., 95. – Es folgte noch: [Schofer, Josef:] Vom jungen Waldarbeiter auf der Badenerhöh zum Abiturienten in Sasbach. Erinnerungen eines Altsasbachers. 2. Aufl. Karlsruhe 1926.
- 23 Nur beiläufig sei bemerkt, dass Hansjakob, Reininger und Ernst aus der Backstube kamen; es stellt sich die Frage, „why bakers are such excellent citizens and good men“ (Belloc, Hilaire: The Path to Rome. London 1905, 42).
- 24 Belli, J.: Die rote Feldpost unterm Sozialistengesetz. Mit einer Einleitung: Erinnerungen aus meinen Kinder-, Lehr- und Wanderjahren. 8. Aufl. Berlin 1926, 7. – Seine ersten literarischen Erfahrungen hat Belli übrigens mit den sogenannten Volksbüchern gemacht (ebd., 11); nicht anders als schon Stolz (a. a. O., 13) und Hansjakob (vgl. Werner, Johannes: Erste Begegnung mit Büchern. Was Hansjakob hörte, noch bevor er las und schrieb. In: Heinrich-Hansjakob-Brief 133 [2010], 1–2; ders., „Diese schätzbaren Überreste der Mittelzeit“. Die deutschen Volksbücher und ihre Rettung durch Richard Benz. In: Aus dem Antiquariat 5/1993, 161–164).
- 25 Die Schuhmacher hatten überhaupt einen Hang zum Sinnieren, Spintisieren und Politisieren, den ihre Arbeitsweise verursachte und verstärkte; vgl. Werner, Johannes: „Du Müller, du Mahler, du Mörder, du Dieb!“ Berufsbilder in der deutschen Literatur. München 1990, 31–37.
- 26 Hansjakob, Heinrich: Allerlei Leute und allerlei Gedanken. Tagebuchblätter. Stuttgart 1913, 332.
- 27 Fendrich, Anton: Hundert Jahre Tränen. 1848–1948. Karlsruhe 1953, 9. – Derselbe Autor hatte bereits ein autobiografisch grundiertes Buch vorausgeschickt: Was ist des Deutschen Vaterland? Roman. 4. Aufl. Stuttgart 1925.
- 28 Fendrich, Hundert Jahre Tränen, 62.
- 29 Vgl. Werner, Johannes: Wilhelm Hausenstein. Ein Lebenslauf. München 2005.
- 30 Hausenstein, Wilhelm: Lux Perpetua. Summe eines Lebens aus dieser Zeit. Mitgeteilt von Johann Armbruster. Bd. 1 (= Geschichte einer deutschen Jugend aus des neunzehnten Jahrhunderts Ende). München 1947, 19–21. – Vgl. auch: ders., Abendländische Wanderungen. Städte und Kirchen, Landschaften und Figuren in Reisebildern. München 1951, 45–52.
- 31 Hausenstein, Lux Perpetua, 9.
- 32 Ebd., 439.
- 33 Zit. n. ebd.
- 34 Zit. n. ebd.
- 35 Hausenstein, Wilhelm: Buch einer Kindheit. Zehn Erzählungen. Frankfurt a. M. 1936, 40.

36 Fontane, Theodor: *Meine Kinderjahre*. Autobiographischer Roman. 7. Aufl. Berlin 1911, 5f.

37 Wenn sich diese Darstellung nicht auf das 19. Jahrhundert beschränkte, wäre wohl noch Reinhold Schneider, ein wirklicher Dichter, zu nennen, der 1903 am Rande der Ortenau, nämlich in Baden-Baden, geboren wurde und seine dort verbrachte Kindheit sehr eindringlich beschrieben hat (*Verhüllter Tag*. 4. Aufl. Köln 1956); oder der 1907 freilich in Freiburg geborene Eberhard Meckel mit seinen Erinnerungen an die Schuljahre in Ettenheim alias „Ettenhausen“ (*Wiedersehen mit der Jugend*. Erzählungen. Stuttgart 1944, 66–112).